

Türkenfurcht und Türkenhoffnung im 15./16. Jahrhundert

Zur Geschichte eines „Komplexes“

Von HANS JOACHIM KISSLING (München)

In einem im Bohemia-Jahrbuch V (1964) erschienenen Aufsatz „Militärisch-politische Problematiken zur Türkenfrage im 15./16. Jahrhundert“ habe ich mich eingehender mit einer Quelle befaßt, die, wenn ich recht sehe, bislang nur von H. Pfeffermann in seinem etwas reißerischen Buche „Die Zusammenarbeit der Renaissancepäpste mit den Türken“ am Rande und in ganz anderem Zusammenhange gestreift worden ist¹⁾. Ich meine das im Jahre 1500 unter dem frischen Eindrucke der Eroberung von Modon durch die Türken entstandene Promemoria zur Bekämpfung der Osmanen aus der Feder des unteritalienischen Bischofs Alexius Celadonius (st. 1517), eine Schrift, die der Aufmerksamkeit unserer Geschichtsforscher bisher entgangen zu sein scheint, obwohl sie uns schon im Jahre 1915 durch den großen rumänischen Gelehrten N. Iorga in seinen „Notes et Extraits pour servir à l'Histoire des Croisades au XV^e siècle“ auszugsweise erschlossen worden ist. Zwei Kernsätze aus diesem Promemoria möchte ich an die Spitze meiner heutigen Ausführungen setzen, da sie, eindringlich und scharf gefaßt, die Türkenfurcht jener Tage wiedergeben. Der erste Satz lautet: „Neminem nisi Turcum imperare Turci hominibus patiuntur“, d. h. „Die Türken lassen es nicht zu, daß ein anderer denn ein Türke über die Menschheit herrsche“, und der zweite Satz prophezeit schwarzseherisch: „Passim, mihi credite, trucidabimur et sacri Deo et sancto inuncti chrismate insepulti quoque iacebimus, mox feris et volucris esca futuri“, d. h. „Glaubet mir, mählich wird man uns abschlachten und wir werden ohne letzte Ölung und Gottes Beistand irgendwo unbeerdigt liegen, alsbald den wilden Tieren und den Raubvögeln zum Fraße“. Gleichwohl wäre es verfehlt, den Begriff der „Türkenfurcht“ jener Zeit mit diesen drastischen Worten für eindeutig umrissen zu halten, denn bei dieser Erscheinung handelt es sich um ein ganzes

¹⁾ H. Pfeffermann, Die Zusammenarbeit der Renaissancepäpste mit den Türken (Winterthur 1957). Dort auch weitere Schrifttumsangaben über die Türkenfurcht in literarischer Gestalt.

Bündel von oft widersprüchlichen Gefühlen, die mit den Ausdrücken wie „Furcht“ oder „Angst“ — sei es um Hab und Gut, sei es um das nackte Leben — nicht klar genug erfaßt werden können, zumal sich die „Türkenfurcht“ nicht selten mit sonderbaren positiven Erwartungen paarte, was ich im Titel meines Aufsatzes zum Ausdruck zu bringen versucht habe. Der Untertitel „Zur Geschichte eines Komplexes“ freilich bedarf einer kleinen Erläuterung, wenn nicht gar einer gewissen Einschränkung. Mit dem Ausdruck „Komplex“, nimmt man ihn im Sinne neuzeitlicher Seelenkunde, verbindet sich die Vorstellung des eigentlichen Unangebrachten, da Grundlosen und nur durch Nichtbewältigung gewisser Erlebnisse Entstandenen. So möchten wir den Ausdruck „Komplex“ nicht verstanden wissen, denn die „Türkenfurcht“ kann keineswegs als Entsprechung etwa des „Sicherheitskomplexes“ angesehen werden, wie ihn manche Nationen bestimmten Nachbarn gegenüber so gerne hegen, also als eine alle Volksschichten gleichmäßig ergreifende handfeste Angst vor einem klar greifbaren Gegner und bequemes, da stets wirksames politisch-diplomatisch-propagandistisches Element. Türkenfurcht und Türkenhoffnung in den uns hier angehenden Zeiten wurden aus den unterschiedlichsten Quellen gespeist und leiteten sich, geistesgeschichtlich betrachtet, von verschiedenen uneinheitlichen Geistesströmungen ab, weshalb eine Analyse des Gesamtkomplexes auf nicht geringe Schwierigkeiten stößt und der reinen Spekulation ein ungebührlich weiter Raum zugebilligt werden muß. Wenn wir trotzdem den Terminus „Komplex“ ins Feld führen, so deshalb, weil das Gefühlsbündel, das wir unter den Begriffen „Türkenfurcht“ und „Türkenhoffnung“ zusammenfassen, auf gewisse seelische „Traumata“ zurückzuführen ist, die sich sowohl aus verschiedenen Ereignissen, als auch gelegentlich aus urkundlichem Materiale verhältnismäßig leicht und ohne Künstelei ablesen lassen. Im übrigen haben die bewußten „Traumata“ und in ihrem Ergebnis die verschiedenen „Türkenkomplexe“ die christlichen Völker und Staaten des Abendlandes weder in ihrer Gesamtheit noch in all ihren gesellschaftlichen Schichten gleichmäßig erfaßt. Aus diesem Grunde würde sich der „Türkenkomplex“ schwerlich mit neuzeitlichen politischen Komplexen, so sehr sich manchmal ein Vergleich geradezu aufdrängen möchte, in Parallele setzen lassen.

Da das Anwachsen der „Türkenfurcht“ nicht allein mit dem Vormarsch des frühen Osmanenreiches gegen den Westen, sondern auch mit dem mählichen Dahinsterben des Kreuzzugsgedankens in

auffälliger Weise zusammenfällt, liegt es nahe, hier die Entstehung des ersten einschlägigen seelischen Traumas zu suchen oder wenigstens zu vermuten. Die sogenannten „klassischen“ Kreuzzüge hatten zunächst gewisse Erfolge aufzuweisen, nicht allein wegen der noch voll lodernenden Begeisterung, sondern aufgrund gewisser innerislamischer Erschlaffungserscheinungen, die aber durch eigene Kraft, das Auftreten überragender islamischer Herrschergestalten, innere Erstarkung des Islam und nicht zuletzt durch die Auseinandersetzung mit den Kreuzfahrern selbst allmählich überwunden wurden. Welche Antriebe immer hinter den Kreuzzugsunternehmungen gesteckt haben mochten — es lagen auch weniger fromme Triebfedern vor, man denke an den Indienhandel und gewisse innerchristliche Interessen recht materieller Art — ein Dauererfolg war ihnen nicht beschieden. Immerhin war in den Jahrhunderten der „klassischen“ Kreuzzüge ihr offizielles Ziel, die Befreiung des „Heiligen Landes“ und der „Heiligen Stätten der Christenheit“, noch leidlich glaubwürdig, wenn auch damals schon die Notwendigkeiten der Politik und die Begrenztheit der Machtmöglichkeiten zu Maßnahmen und Übereinkünften zwangen, die oft gar nicht zu der verkündeten Kreuzzugsideologie passen wollten. Ganz anders lagen die Dinge jedoch in den Zeiten, da sich die Türken als der große Angstgegner und Alptraum des christlichen Abendlandes mehr und mehr herauschälten. Die Türken waren nicht im Besitze des „Heiligen Landes“ und der der Christenheit so teuren Stätten, diese befanden sich in den Händen einer anderen islamischen Großmacht, des Mamlukenstaates, und dieser war im Grunde — unbeschadet der Glaubensgemeinschaft — eine Konkurrenz des frühen Osmanenstaates, eine Macht also, mit der man gegen die osmanischen Türken unter Umständen sogar gemeinsame Sache machen mußte. Unter diesen Umständen konnte die Kreuzzugsideologie in ihrer ursprünglichen Form, mit dem Gedanken der Befreiung der Heiligen Stätten und des Heiligen Landes, nicht mehr glaubwürdig vorgebracht werden. Aber auch die Bekämpfung des Islam als Religion — ohne Bezug auf die christlichen Belange im islamischen Machtbereiche — nahm sich als Anfeuerungs- und Propagandamittel nicht gut aus, wenn man, um die Türken zu bekämpfen, mit anderen islamischen Mächten zusammenzuarbeiten sich nicht entblödete. Daß derartige christlich-islamische Bündnisse gegen die Türken überhaupt aus verschiedenen inneren und äußeren Gründen fragwürdig sein und bleiben mußten, habe ich an anderer Stelle, in dem eingangs erwähnten

Aufsätze „Militärisch-politische Problematiken zur Türkenfrage im 15./16. Jahrhundert“, näher auszuführen versucht. Somit verschob sich der Kreuzzugsgedanke mehr und mehr auf nichtideologisches, rein politisches Gebiet und verlor damit beinahe zwangsläufig seine ursprüngliche antreibende Kraft. Umgekehrt lagen jedoch die Dinge bei den Türken, für welche der Islam immer noch das mächtigste Anfeuerungsmittel geblieben war, das sie sich wünschen konnten. Die reiche Beuteaussicht, die Aufstiegsmöglichkeiten bei kriegerischer Bewährung und nicht zuletzt die zu erwartenden Freuden des Paradieses im Falle des Schlachtentodes im Glaubenskampfe befähigten die türkischen Truppen zu unglaublichen Leistungen und ihr Todesmut überrannte die meist ad hoc zusammengewürfelten, oft nur aus bezahlten, von keiner höheren Gesinnung getriebenen und daher leicht widerwilligen, wenn nicht gar zum Abfall geneigten Söldnerhaufen, die das Gros der abendländischen Streitkräfte bildeten, nicht selten schon im ersten Anlaufe. Ich habe an anderer Stelle und bei anderer Gelegenheit darzutun versucht, daß man das Unternehmen König Sigismunds von Ungarn, das 1396 bei Nikopolis mit der bekannten furchtbaren Katastrophe endete, mit Einschränkung als den letzten noch halbwegs echten Kreuzzug bezeichnen kann³⁾. Es ist kaum ein Zufall, daß diese Katastrophe, der zahllose christliche Ritter und andere Gottesstreiter zum Opfer fielen und der König Sigismund selbst nur mit genauer Not entkam, den Nimbus von der Unüberwindlichkeit der Türken überhaupt erst richtig gebar. Nikopolis stand am Beginne der „Türkenfurcht“. Wohl hatte schon die Eroberung großer Teile der Balkanhalbinsel durch Sultan Murâd I., insbesondere die ja von einem ganzen Sagenkranz umwobene Schlacht auf dem Amselfelde am Veitstage 1389, der christlichen Welt einen gewaltigen Schock versetzt, doch mag die Opferthat des Serben M. Obilić, der nach der Schlacht den Sultan zu erdolchen vermochte, ein gewisses Gegengewicht dargestellt haben⁴⁾. Mit dem Kreuzzug König Sigismund's von Ungarn aber gelangten erstmals in größerem Umfange mitteleuropäische Truppen in den

²⁾ N. Iorga, Notes et extraits pour servir à l'Histoire des Croisades au XV^e siècle (Bucarest 1915) S. 313 ff.

³⁾ H. J. Kissling, Die Türkenfrage als europäisches Problem. In: Südost-deutsches Archiv VII (München 1947) S. 38—56.

⁴⁾ Vgl. dazu etwa M. Braun, Kosovo. Die Schlacht auf dem Amselfeld in geschichtlicher und epischer Überlieferung (Leipzig 1937) (= Slavisch-Baltische Quellen und Forschungen VIII).

Bereich der Türken, und die Katastrophe von Nikopolis war nicht dazu angetan, Unternehmungen gegen die Türken als militärische Spaziergänge ansehen zu lassen. Zweifellos hatten die blitzschnellen Operationen Sultan Bâjezîd's I., der noch auf dem Amselfelde die Nachfolge seines von M. Obilić erdolchten Vaters antrat, den tiefsten Eindruck auf das weitere Abendland gemacht, zumal nun auch die letzten großen christlichen Bastionen im Ostmittelmeer-Raum, vorab Byzanz, allen Grund zur Besorgnis hatten. Daß sich die Türkenfurcht nicht mehr auf die unmittelbar betroffenen Anrainer der Osmanen beschränkte, sondern bis nach Mitteleuropa vordrang, und daß sie auch weitere Volksschichten erfaßte, daran hatte nicht zuletzt ein bayerischer Landsmann einige Schuld. Ich meine den bayerischen Schildknappen Hans Schiltberger, der als Begleiter seines Herrn, des Ritters Lienhart Reichartinger, zu Nikopolis in die Gefangenschaft der Türken geriet. Er war Zeuge des grauenhaften Blutbades, das Sultan Bâjezîd I. nach der Schlacht unter den gefangenen Kreuzfahrern anrichten ließ — die türkischen Wesire baten den Sultan auf den Knien um Gnade für die Christen, da sie das 10000-fache Morden nicht mehr mit ansehen konnten — und ward dann von den Türken nach Kleinasien mitgeschleppt. Schließlich teilte er in einer Reihe von bunten Abenteuern die tumultuösen Schicksale der kreißenden Welt im Vorderen Orient, in Ägypten am Mamlûkenhofe, am Hofe des Mongolenhüptlings Timur des Lahmen (Tamerlan) und schließlich führte ihn ein gnädiges Geschick nach dreißigjähriger Odyssee über Byzanz wieder in die bayerische Heimat, wo er als Kämmerer Albrechts III., des Frommen, wirkte und wahrscheinlich auch sein Leben beschloß. Mit 16 Jahren war er den Türken in die Hände gefallen, als 47jähriger betrat er wieder den Boden seiner Heimat. Wenn wir meinen, er habe — ohne es zu wollen — die Türkenfurcht mit verbreiten helfen, so beziehen wir uns auf seine abenteuerlichen Erinnerungen, die unter dem Titel „Hans Schiltbergers Reise in die Heidenschaft“ zu einem regelrechten Volksbuche geworden sind⁵⁾. Es war außerordentlich verbreitet und es ist sogar die Behauptung aufgestellt worden, das Wort, man

⁵⁾ H. Schiltbergers Buch ist in verschiedenen Ausgaben der Welt zugänglich gemacht worden. Die jüngste Ausgabe, eine modernisierte Nacherzählung, veranstaltete R. Grässel u. d. T. Hans Schiltbergers Reise in die Heidenschaft. Was ein bayerischer Edelmann von 1394 bis 1427 als Gefangener der Türken und Mongolen in Kleinasien, Ägypten, Turkestan, der Krim und dem Kaukasus erlebte. (Hamburg o. J.).

müsse in Dichters Lande gehen, um ihn zu verstehen, habe sich ursprünglich auf Hans Schiltberger's Volksbuch bezogen, und zwar in der Form: „Wer den Schiltberg will verstehn, muß in Schiltberg's Lande gehn.“ Durch Hans Schiltberger, der sich trotz verschiedener, durch den langen Zeitablauf bis zur Niederschrift bedingter Ungenauigkeiten, aber auch trotz zeitbedingter wunderbarer Zutaten als vergleichsweise gute Quelle erwiesen hat — wie H. Giesecke festgestellt hat⁶⁾ — ist auch bezeugt, daß türkische Streifscharen nach der Katastrophe von Nikopolis erstmals bis in den Raum der unteren Steiermark sengend und brennend vorgedrungen seien. Wenn auch Hans Schiltberger's Behauptung, es seien damals 16000 Menschen mit allem Hab und Gut weggeschleppt und die Stadt Pettau sogar in Schutt und Asche gelegt worden, vielleicht übertrieben erscheinen mag — besonders Zahlenangaben wurden oft gewaltig in die Höhe geschraubt, teils der Propaganda halber, teils zur Vergrößerung von Ruhm oder Bemäntelung von Niederlagen⁷⁾ — so steht doch fest, daß infolge der Katastrophe von Nikopolis auch der mitteleuropäische Raum an seinem Südostrande erstmals unangenehme Bekanntschaft mit den türkischen „Rennern und Brennern“, der leichten Kavallerie (aqyndschy), und ihrer Taktik der „verbrannten Erde“ machen konnte, womit der Zusammenhang von Nikopolis mit dem Entstehen der Türkenfurcht erwiesen sein dürfte.

Hans Schiltberger gehört seiner Geisteshaltung nach noch dem scheidenden Mittelalter an und betrachtete die „Heidenschaft“ als mehr oder minder einheitliche Welt, der er im übrigen in löblicher Sachlichkeit auch ansprechende Züge bescheinigt, ja sogar meint, in dieser oder jener Hinsicht könne man von den Muslimen einiges lernen — womit er vielleicht getarnte Zeitkritik übt. Ein ähnlicher Typus hinsichtlich seiner Wirkung auf die breite Masse, wenn auch zeitlich später gelegen, ist der sogenannte „Mühlbacher“, ein deutschstämmiger siebenbürgischer Dominikanermönch, der neben dem Erlebnisbericht des Kroaten Bartholomäus Georgević wohl die tiefgehendste Wirkung ausgeübt hat⁸⁾, nicht nur auf das Orientbild des

⁶⁾ H. H. Giesecke, Das Werk des 'Azîz b. Ârdaşîr Âstarâbâdî. Eine Quelle zur Geschichte des Spätmittelalters in Kleinasien (Leipzig 1940, Leipziger Doktor-schrift) (= Sammlung Orientalistischer Arbeiten II).

⁷⁾ Vgl. dazu etwa W. Neumann, Die Türkeneinfälle nach Kärnten. In: SOF XIV 1955, S. 84 ff., sowie F. Babinger, Mehmed der Eroberer in östlicher und westlicher Beleuchtung. In: SOF XXII 1963, S. 281 ff., besonders S. 290.

⁸⁾ F. Babinger, Orient und Deutsche Literatur. In: Deutsche Philologie im Aufriss (Berlin-Bielefeld-München o. J.). S. 321 ff., besonders S. 327 f.

Abendländers, vorab des Deutschen jener Zeit, sondern auch auf die Ausbreitung des Unbehagens über die Türkengefahr, eben die „Türkenfurcht“. Wir wollen indes nicht von der literarischen Gestaltung der Türkenfurcht sprechen, sondern ihr als Realität nachzugehen versuchen. Zu betonen, daß sie sich mit der politischen Lage stetig wandelte, hieße eine Binsenwahrheit verkünden. Immerhin muß gesagt sein, daß die Katastrophe von Ankara (1402), die den Blitzkrieger Bâjezîd I. in die Gefangenschaft Timurs des Lahmen brachte — dieses Sujets hat sich im Abendlande eine ganze Reihe von Theaterautoren bemächtigt, die darüber mehr oder minder erbauliche Stücke schrieben⁹⁾ — das Osmanische Reich für ein Jahrzehnt in einen Zustand völliger Ohnmacht versetzte. Nachdem der Lehensstaatsstatus gegenüber Timur dem Lahmen sich durch dessen Tod (1405) erledigt hatte, war das Reich Schauplatz wüster Bruderkämpfe zwischen Bâjezîd's I. Söhnen und aller möglichen religiös-politischen Unruhen, die zwar vom christlichen Abendlande nicht benutzt wurden, um der Türkengefahr den Garaus zu machen, aber die Türkenfurcht zunächst einmal einschläferten. Der Wiederherstellung der osmanischen Reichseinheit durch Sultan Mehmed I. (1413) sah man tatenlos zu und glaubte diesen tatkräftigen Herrscher zu sehr mit seinen inneren Problemen beschäftigt, als daß er zur Quelle einer neuen Furcht werden könnte. Auch dem Nachfolger, Murâd II., einem redlichen, im Grunde sogar friedlichen Herrscher, der nur ungerne und gezwungen zu den Waffen griff, konnte man nicht jene Aggressivität nachsagen, die im Abendlande Furcht und Schrecken zu verbreiten geeignet war. Ganz im Gegenteil: seine zornigen Aktionen gegen Venedig, die Albaner und Griechen, sowie Serbien entsprangen politischen Notwendigkeiten, in deren Hintergrund die geopolitische Situation stand¹⁰⁾, und was die Türkenfurcht betraf, so mußte man sich hier einige Schuld selbst zuschreiben: Varna (1444) und die zweite Amselfeldschlacht (1448), die sich im Gefolge des Eidbruches von Szeged ereigneten und auch sonst heftige Reaktionen der Türken hervorriefen, waren zweifellos von Murâd II. nicht gewollte, ihm aufgezwungene Ereignisse. Überdies war durch Erfolge etwa des albanischen Freiheitskämpfers Skanderbeg, sowie des ungarischen (eigentlich rumänischen) Haudegens Johannes Hunyadi

⁹⁾ Vgl. O. Intze, Tamerlan und Bajezet in den Literaturen des Abendlandes (Erlanger Doktorschrift, 1912).

¹⁰⁾ H. J. Kissling, Militärisch-politische Problematiken zur Türkenfrage im 15. Jahrhundert, passim.

der türkische Nimbus schon etwas angeschlagen. Die Türkenfurcht in ihrer primitivsten Form konnte erst unter Murâd's II. Sohn und Nachfolger Mehmed II. zum vollen Ausbruch kommen. Über die brutale Eroberungspolitik dieses selbst für altosmanische Verhältnisse ungewöhnlich furchtbaren Herrschers sich im einzelnen zu äußern, kann ich unterlassen, nachdem Leben und Regierung dieser Gestalt durch F. Babingers großes Werk „Mehmed der Eroberer und seine Zeit“ mit aller wünschenswerten Deutlichkeit und Ausführlichkeit dargestellt worden sind¹¹⁾. Die Schockwirkung, die er vom ersten bis zum letzten Tage im christlichen Abendlande verursacht hat, war umso größer und nachhaltiger, als man ihn zunächst wegen seiner Jugend für einen unfähigen Knaben ansah, der sein Staatsschiff bestimmt in die Klippen steuern werde. Der Fall Konstantinopels (1453) zeigte, was zu erwarten war, und das christliche Abendland tat durch seine Uneinigkeit, ja gegenseitige Feindschaft und sogar Konspiration mit dem Sultan gegen die christlichen Glaubensbrüder alles, um Mehmed II. seine Pläne zu erleichtern. Die Art, wie der „Eroberer“ ein Stück nach dem anderen aus dem Block der christlichen Welt herausbrach, mußte Furcht und eine gewisse Resignation zugleich erregen. Dabei hatte ein Ereignis gezeigt, daß der „Eroberer“ durchaus kein unverwundbarer Gegner war, wenn nur der nötige Schwung auf christlicher Seite vorhanden war: 1456 gelang es dem redegewaltigen Minoritenmönch Johannes von Capistrano, eine Art Kreuzzugsbegeisterung alten Stiles zu erwecken und Mehmed II. vor Belgrad zu werfen. Das Bemerkenswerteste an diesem Sieg — den zu kaschieren selbst den wortgewandtesten osmanischen Lobhudlern des Sultans nicht ganz gelang — war, daß er keineswegs durch kampferprobte Leute (etwa Johannes Hunyadi, der sich unverständlicherweise sehr zurückhaltend am Gefecht beteiligte) errungen wurde, sondern durch einen buntgewürfelten Haufen von Begeisterten, dem nach menschlichem Ermessen aufgrund seiner Zusammensetzung und kriegerischen Fähigkeiten nicht die leiseste Outsider-Chance eingeräumt werden konnte¹²⁾. Als indes das Dreigestirn der vorderen Linie gegen die Türken, Johannes von

¹¹⁾ F. Babinger, Mehmed der Eroberer und seine Zeit. Weltenstürmer einer Zeitenwende (München 1953 u. ö.), auch französisch (Paris 1954) und italienisch (o. O. = Milano, 1957).

¹²⁾ F. Babinger, Der Quellenwert der Berichte über den Entsatz von Belgrad am 21./22. Juli 1456 (München 1957) (= Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 1957, Heft 6).

Capestrano, Johannes Hunyadi und der Serbenfürst Georg Branković kurz danach das Zeitliche segneten, war es mit dem vielversprechenden Schwung wieder zuende, und die einstige Begeisterung schlug in eine Furcht um, die bereits hysterische Züge trug: die Tatsache, daß — von den größeren Eroberungen ganz abgesehen — Mehmed's II. leichte Kavallerie tief in die Steiermark und nach Kärnten einrang, vor den Toren Venedigs ihre Flammenzeichen rauchen ließ und alles, was nicht abgeschlachtet oder weggeschleppt wurde, zu ausgreifenden Fluchtbewegungen veranlaßte, wirkte nicht nur bei den unmittelbar Betroffenen, sondern bis hinein jenseits des Alpenwalles, der für die türkischen Aqyndschy's kein ernsthaftes Hindernis mehr zu bilden schien. Festungsbauten waren mehr der äußere Ausdruck der Türkenfurcht. Wie weit sie die breite Masse bereits ergriffen hatte, zeigte jene in bewegten Zeiten häufig zu beobachtende Erscheinung der, wenn die Scherzbildung erlaubt ist, „Spionitis“. Daß der Sultan Mehmed II., wie übrigens schon sein Vater Murâd II., über einen ausgedehnten Nachrichtendienst, einen frühosmanischen Secret Service oder eine „Abwehr“ verfügte, war bekannt und was sich in diesem Agentenschungel abspielte, war wenig erbaulich: ein schmutziger Krieg im Untergrund, wobei alle Griffe erlaubt waren und überdies die Agenten nicht nur auf zwei, sondern auf allen möglichen Schultern trugen. Das Ergebnis war, daß man selbst in den abgelegensten Orten eine groteske Spioneriecherei entfaltetete, die komisch wirken würde, wenn der Hintergrund nicht so ernst wäre. Offensichtlich traute jeder Volksgenosse dem anderen ohne weiteres zu, türkischer Spitzel zu sein, womit sich auf Volksebene das wiederholte, was sich bei den Hochmögenden vorab Italiens schon eingebürgert hatte: daß nämlich jeder mit den Türken in geheimem Einverständnis stand oder es dem anderen zum mindesten zutraute, wie der glänzende Kenner der Renaissance, J. Burckhardt, sagte¹³⁾. Mehrere Fälle von „Spionitis“ sind aus Bayern überliefert, wo man z. B. in dem damals weltabgelegenen Sachrang (im oberen Priental) und im lieblichen Innstädtchen Wasserburg harmlose Volkstypen als türkische Spitzel verdächtigte und entsprechend behandelte. Auf der Appenninen-Halbinsel wurden die Türken, deren Landung man von Tag zu Tag angsterfüllt erwartete, zum regelrechten Kinderschreckmittel und übernahmen die Rolle, die im Altertum Hannibal bei den römischen Kindern gespielt hatte.

¹³⁾ J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien I (Leipzig 1919) S. 77.

Die Bemühungen der Päpste um die Abwehr der Türken waren zur Zeit Mehmed's II. von nur ganz kläglichem Erfolge begleitet, doch ist für unsere Fragestellung wichtig, festzuhalten, daß die Türkenfurcht die Geister noch nicht so weit demoralisiert hatte, daß man in fatalistische Untätigkeit verfallen wäre. Solches geschah lediglich in Bosnien, wo quietistisches Bogomilentum dem Islam den Boden bereitet hatte. Im christlichen Abendlande wollte man wohl den Türken Paroli bieten und wenn dennoch nichts Gedeihliches zustandekam, so lag dies an der hoffnungslosen Zwietracht der Geister. Als Mehmed II. jählings starb — am Gift des eigenen Sohnes und Nachfolgers Bâyezîd II. — reichte die Tatkraft mit genauer Not noch zur Wegnahme des bei Otranto im Vorjahre (1480) gebildeten türkischen Brückenkopfes, dann erschlaffte sie so beschämend und nachhaltig, daß sich Bâyezîd II. in aller Ruhe der Niederkämpfung seines aufsässigen Stiefbruders Dschem widmen konnte. Mehmed II. gegenüber war man geradezu hilflos gewesen, was am deutlichsten in dem infantilen Versuche Papst Pius' II. zum Ausdrucke kam, Mehmed II. zum Christentum bekehren zu wollen. H. Pfeffermann möchte in seinem erwähnten Buche diesen Versuch Pius' II. als nicht ernst gemeint hinstellen und als Vorwand auffassen, um mit dem Sultan ins Gespräch zu kommen¹⁴⁾. H. Pfeffermann kann dies nicht beweisen. Sollte es der Fall gewesen sein, so muß man sich allerdings fragen, ob denn einem so staatsklugen Manne wie Pius II. wirklich kein besserer Weg eingefallen ist. Dieser Weg war jedenfalls von allen möglichen Wegen mit Abstand der einfältigste.

Die Türkenfurcht war bisher ein Unlustgefühl mit handfestem Hintergrund und daher einigermaßen bekämpfbar gewesen. Dies ändert sich schlagartig im 16. Jahrhundert. Schon im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts war der Ruf Girolamo Savonarolas von Italien nach der Türkei gelangt und Bâyezîd II. ließ sich die Bußpredigten und erbitterten Klagen des Dominikanermönches gegen die Verwilderung der Sitten im allgemeinen und in der Kirche im besonderen gewissenhaft ins Türkische übertragen (ganz abgesehen davon, daß er auch selbst eine leidliche Kenntnis des Italienischen besaß). Unentwegte Optimisten des Abendlandes verbreiteten daraufhin das Gerücht, Bâyezîd II. sei im Herzen Christ, ein Unsinn, den man schon kolportiert hatte, als Mehmed II. sich durch den oströmischen Patriarchen und sturen Romgegner Gennadios Scholarios das christliche

¹⁴⁾ H. Pfeffermann, a.a.O. S. 77.

Glaubensbekenntnis ins Türkische verdolmetschen ließ. Natürlich wollte Bâjezîd II. nur wissen, was in Italien vorging. Immerhin sei zugestanden, daß Bâjezîd II., ein religiös interessierter, allerdings islamisch-bigotter Mann, möglicherweise auch an Girolamo Savonarola als Theologen und nicht nur als Politiker einen gewissen Anteil genommen hat (was im Falle des freigeistigen Mehmed II. schwerlich anzunehmen war). Schon bei Girolamo Savonarola taucht nun der Gedanke auf, daß die Türkennöte eine Strafe des Himmels sein könnten, doch steht der Mönch noch durchaus auf dem Standpunkte der Abwehr. Nördlich der Alpen aber tauchten nun Gedankengänge auf, die den Türken nur von Vorteil sein konnten. Voll eingestrichen hat diese Vorteile zunächst Bâjezîd's II. Enkel Sülejmân der Prächtige (die kurzlebige Herrschaft von Bâjezîd's II. Sohn Selîm I., der keine intensive Westpolitik in den acht Jahren seines Sultanates betreiben konnte, kann außer Betracht bleiben). Durch das Auftreten der Reformatoren, an der Spitze Martin Luther's, wurde die Türkenfurcht zunächst zum theologisch-metaphysischen Problem und hierbei trat das antipapistische Trauma der Reformatoren als entscheidender Faktor zugunsten der Türken auf: Martin Luther — manche seiner Parteigänger, etwa Ph. Melanchthon oder U. v. Hutten, haben sich zur Türkenfrage nur recht theoretisch geäußert — sah in den Türkennöten in der ersten Periode seines einschlägigen Wirkens eine „Zuchtrute Gottes“ gegen die allgemeine Verderbnis der Zeit und insbesondere gegen das verwilderte Renaissancepapsttum. Während etwa U. v. Hutten in seiner Verärgerung Rom und seinem „dolce vita“ die Türken als eine Art Krankheit oder Seuche an den Hals wünschte, sublimierte sich die Frage bei Luther ins Abstrakt-Theologische, und eben dies war das Gefährliche. Ist es an sich schon bedenklich, politische Geschehnisse mit theologischen Erwägungen zu verquicken, so besonders dann, wenn dadurch der eigene Belang zwangsläufig Schaden leiden muß. Eine der extremsten Äußerungen des Reformators sei hier in extenso angeführt, da sie einen Blick auf die ganze gefahrvolle Folgerung des Grundgedankens ermöglicht. M. Luther sagte 1518¹⁵⁾: „... Türken und Tataren und andere Ungläubige, von denen doch jeder gute Christ weiß, daß sie eine Zuchtrute Gottes sind. Aber wie viele und eben die Großen in der Kirche träumen jetzt von nichts anderem als von Kriegen gegen den Türken. Ja freilich, nicht gegen die Sünden, sondern gegen die

¹⁵⁾ Zitiert nach H. Pfeffermann, a.a.O. S. 161.

Zuchtrute der Sünde wollen sie streiten und damit Gott widerstreben. Denn er spricht, mit dieser Rute wolle er unsere Sünden heimsuchen, darum weil wir sie nicht selbst heimsuchen. Nichts als Sünde und Verderben kann das Papsttum wirken. Wer Ohren hat, der höre und halte sich vom Türkenkriege fern, solange noch der Name des Papsttums unter dem Himmel gilt.“ Der Gedanke, durch heidnische Völker verursachte Nöte als Strafe des Himmels aufzufassen, ist an sich keine Erfindung der Reformatoren. Neu war lediglich die Selbstmordbereitschaft, die aus diesen theologischen Erwägungen spricht, und die plötzlich zum strafenden Werkzeug Gottes beförderten Türken konnten selbstverständlich nichts dagegen haben. Das Widersprüchliche bleibt natürlich bestehen, welches darin beruht, daß fremde Sünden zur Bestrafung eigener Sünden anerkannt und damit folgerichtig für rechtens erklärt werden. Ob dem Untersteirer, dem türkische Ayndschy's soeben das Haus angezündet, sein Weib geschändet, seine Kinder und sein Vieh weggeschleppt und seine Ernte vernichtet hatten, für die bußfertigen Äußerungen aus dem fernen Raume um Eisenach das nötige Verständnis aufging, darf bezweifelt werden, ja, er konnte geradezu eine herausfordernde Verhöhnung seines Unglücks darin lesen, zumal kein Fall bekannt war, daß die türkischen Plänkler bei ihrem Einsatz die größere oder kleinere Sündhaftigkeit ihrer Opfer irgendwie in Betracht gezogen hätten. Nicht besser mochten M. Luthers Anweisungen an die christlichen Kriegsgefangenen in der Türkei wirken, denen der Reformator wörtlich folgenden Rat gibt¹⁶⁾: „Wo es Gott verhängt, daß Du vom Türken gefangen, weggeführt und verkauft wirst, daß du mußt ihres Willens leben und ein Knecht sein, so denke, daß Du solches Elend und Dienst von Gott zugeschickt, geduldig und willig annehmest und um Gottes Willen leidest und aufs allertreulichste und fleißigste Deinem Herrn, dem Du verkauft wirst, dienest, unangesehen, daß Du ein Christ und Dein Herr ein Heide oder Türke ist, darum er nicht wert sollte sein, daß Du sein Knecht sein solltest. Und bei Leibe laufe nicht weg, wie etliche tun und meinen, sie tun recht und wohl daran. Etliche auch ersäufen sich selbst oder erwürgen sich sonst. Nicht so, lieber Bruder! Du mußt denken, daß Du Deine Freiheit verloren hast und eigen geworden bist, daraus Du Dich selbst, ohne Willen und Wissen Deines Herrn, nicht ohne Sünde und Ungehorsam wirken kannst. Denn Du raubst und stielst damit Deinen Leib,

¹⁶⁾ Zitiert nach H. Pfeffermann, a.a.O. S. 158.

welchen er gekauft hat oder sonst zu sich gebracht, daß er hinfort nicht Dein, sondern sein Gut ist, wie ein Vieh oder andere seine Habe . . .“. Es ist weder unsere Aufgabe, noch liegt es in unserer Zuständigkeit, über solche Verlautbarungen vom theologischen Standpunkte aus zu urteilen¹⁷⁾. Für uns entscheidend kann nur die Wirkung derartiger Äußerungen, die sich durchaus vermehren ließen, auf die breite Masse sein: sie war sehr bedenklich, zumal nach M. Luther's eigenen Worten „etliche ungeschickte Prediger“ dem Volke mit solchen Äußerungen in gleicher Weise entsetzliche Furcht vor dem „Strafgerichte Gottes“ — dessen Einseitigkeit auch kein Theologe wegdisputieren, geschweige denn erklären konnte — einjagten, wie auch einem geradezu lebensgefährlichen Defaitismus das Wort redeten. Christliche Gefangene in der Türkei werden kaum Trost aus solchen Reden geschöpft haben. Sülejmân der Prchtige aber drückte seine Sympathie aus und bedauerte, daß M. Luther, als er sich über ihn erkundigte, bereits 48 Jahre alt war, denn „er sollte einen gnädigen Herrn an mir wissen“. Luther, dem inzwischen selbst Bedenken hinsichtlich der Türken gekommen waren, soll, als er dies hörte, sich bekreuzigt und Gott gebeten haben, ihn vor so einem „gnädigen Herrn“ zu bewahren. Vom Sultan zu erwarten, daß er M. Luther als Theologen würdigte, wäre hoffnungslose Naivität gewesen.

Die Katastrophe von Mohács (1526) und die erste Belagerung Wiens durch die Türken (1529) haben M. Luther persönlich anderen Sinnes werden lassen, zumal er sich nicht davon freisprechen konnte, daß durch die quietistischen Töne der Reformatoren am Verlust Ungarns mitgewirkt worden war, wenngleich es, wie H. Pfeffermann mit Recht sagt, übertrieben ist, die ungarische Katastrophe allein darauf zurückzuführen¹⁸⁾. Aber die nunmehr nicht nur rein kreatürliche, sondern metaphysische Furcht vor den Türken war nun einmal da und sollte weiterwirken, nachdem evangelische Prediger, verbittert ob der unduldsamen Haltung mancher europäischer Fürstenhäuser, vorab Habsburgs, dazu übergingen, die religiöse Freiheit der Christen im Osmanenreiche gegen die papistische Unduldsamkeit ins Feld zu führen. Noch 1550 hörte man einen lutheranischen Prediger

¹⁷⁾ Wie H. G. Beck in der Besprechung meiner Ausführungen — die aus einem Vortrage im Münchener Südost-Institut hervorgingen — in den Mitteilungen der Südosteuropa-Gesellschaft Nr. 2 (1964) hervorhebt, handelt es sich um paulinische Vorstellungen vom antiken Sklavenstand.

¹⁸⁾ H. Pfeffermann, a.a.O. S. 172.

sagen, der Fall Ungarns sei keineswegs ein Unglück, denn jetzt könne dort das Evangelium gepredigt werden, während Kaiser und Papst es, wenn sie könnten, unterdrücken würden. So verständlich die Erbitterung klingen mag, der unlogische „Übers-Kreuz-Vergleich“ ist nicht zu übersehen: es wird Theorie auf der einen Seite mit der Praxis auf der anderen Seite verglichen und im konkreten Falle überdies die muslimische Einstellung zu den „Schriftbesitzern“, also Christen und Juden, als echte Toleranz verkannt, wovon keine Rede sein kann.

Auf der „papistischen“ Seite hat das 16. Jahrhundert die Türkenfurcht zwar nicht bannen können, aber doch wenigstens nicht einen totalen Defaitismus herbeigeführt. Die Türkenfurcht blieb hier auf das Kreatürliche beschränkt und in der Praxis der Türkenbekämpfung spielten theologische Gesichtspunkte nur eine untergeordnete Rolle. Auch die evangelische Auffassung wurde insofern realistischer, als noch M. Luther selbst die Türkenfrage aus seiner antipapistischen Gesamtkonzeption ausklammerte und der Abwehr der Türkengefahr unter ausdrücklicher Zurücknahme früherer Äußerungen dazu das Wort redete, wenn er auch in der Stellung zum Papsttum in dieser Frage keine Zugeständnisse mehr machte. Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß das Einschwenken vorab der italienischen Fürsten und besonders natürlich der Päpste in die „apertura all'oriente“ ein allgemeines Gefühl der inneren Unsicherheit in der Türkenfrage hervorgerufen hat. Wenn ein ideologischer Feind — und ein solcher war der Türke ja in weiter Hinsicht — das eine Mal als Schreckpopanz, das andere Mal als loyaler Partner auftritt bzw. dargestellt wird, so pflegt eine solche Politik alsbald innerlich unglaublich zu werden, da es mit einem ideologischen Gegner nur diplomatisches Kleinspiel, nicht aber echte Partnerschaft geben kann, nachdem ideologische Gegner sich selbst aufzugeben gezwungen wären, wenn sie von ihrer Ideologie nicht die Totalität erwarteten. Das breite Volk, obwohl ihm das diplomatische Spiel nicht zugänglich war, dürfte instinktiv geahnt haben, daß hier etwas Unvereinbares vor sich ging: daß die Türken nämlich das diplomatische Spiel als Taktik nahmen, das ihrem Grundziele untergeordnet war, die abendländischen Mächte aber ihre Ideologie dem diplomatischen Spiele unterordneten. M. Luther hat auch dies bemerkt und scharf gegeißelt, besonders nachdem er zur Türkenfrage eine realistischere Haltung eingenommen hatte. Er hat dem alten Kreuzzugsgedanken den Gnadenstoß versetzt, meint H. Pfeffermann in nicht übler

Formulierung¹⁹⁾. Nicht zustimmen können wir allerdings H. Pfeffermann, wenn er den Reformatoren das Verdienst zuschreibt, den Kreuzzugsgedanken in den Türkenkriegsgedanken umgewandelt zu haben, oder besser gesagt, dem Papsttum das Kreuzzugsmonopol entrissen zu haben. Daß in den frühen Äußerungen etwa M. Luthers davon keine Rede sein kann, liegt auf der Hand und wenn er später den Türkenkrieg als Aufgabe des Kaisers und der Landesfürsten bezeichnet, dem Papsttum diesen Anspruch aber versagt wissen will, weil dieses schlimmer sei als alle Türken und Heiden zusammen, so spricht daraus seine antipäpstliche Grundeinstellung ebenso wie die Verstimmung darüber, daß das Oberhaupt der Christenheit mit dem Sultan konspirierte. Daß auch Evangelische — etwa in Südfrankreich — nicht minder an die Waffen der Türken appellierten, hat der Reformator nicht mehr erlebt. Der Fehler der Betrachtung scheint uns darin zu liegen, daß man die Dinge nur auf der einen Seite aus dem Zeitgeist heraus betrachtet, auf der anderen aber nicht. Wie sehr der Kreuzzugsgedanke schon vor dem Auftreten der Reformatoren tot war, kann auch daraus ersehen werden, daß Fragen der Heiligen Stätten und des Heiligen Landes im Sinne der früheren Kreuzzugs-ideen auch dann kaum berührt wurden, als Sultan Selim I. 1517 durch die Erledigung und Annektierung des Mamlûkenreiches das Heilige Land und die Heiligen Stätten in unmittelbaren osmanischen Besitz gebracht hatte. Von 1517 an hätten sich nach der neuen Sachlage ja Türkenkrieg und Kreuzzug automatisch decken müssen, aber von einer „Befreiung der der Christenheit teuren Stätten“ war nur noch da die Rede, wo man ernsthaft an Möglichkeiten gegen die Türken glaubte, d. h. bei Politikern des „Grünen Tisches“ und sonstigen Naivlingen. Man tat das Äußerste, was sich tun ließ: man suchte die Pilgerfahrten zu den Heiligen Stätten sicherzustellen, ohne durch Bekundungen bußfertiger Gesinnung sich diesen Türken gegenüber in die Rolle des in Sack und Asche wandelnden reuigen Sünders zu begeben, da solches noch niemals einen Gegner zu einer Änderung seiner Haltung, sondern höchstens zu neuen uferlosen Vergewaltigungen veranlaßt hat. Mit dem Verblassen des türkischen Nimbus der Unbesiegbarkeit wichen auch die diesbezüglichen Traumata und vom 17. Jahrhundert ab setzt allmählich ein Prozeß der „Verniedlichung“ der Türken ein, dessen letzter Abglanz die barocken Türkenspiele sind. Freilich zeigen sich „Verniedlichungstenden-

¹⁹⁾ H. Pfeffermann, a.a.O. S. 159.

zen" schon frühzeitig: Vorliebe für Türkisches aller Art, die „Türkenmaske“ als Karnevalskleidung u. ä. treten schon um die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts auf, nicht minder die Neugier gegenüber türkischen Gesandtschaften oder Persönlichkeiten. Diese Momente aber berühren sich irgendwie mit dem Gegenstück dessen, was man als „Türkenfurcht“ bezeichnet hat, mit der „Türkenhoffnung“. Wir verstehen unter diesem Ausdrucke nicht nur die Hoffnungen, die manche Menschen oder Menschengruppen (meist in Verkennung der wahren Sachlage) den Türken gegenüber hegten, sondern vor allem auch die Anziehungskraft, die das Osmanische Reich auf solche Gruppen ausübte. Soweit es sich um die religiöse Duldsamkeit gegenüber „Schriftbesitzern“ handelte, waren am ehesten jüdische Gruppen betroffen, die schon unter Murâd II., vor allem aber unter dem judenfreundlichen Mehmed II. in Massen ins Osmanenreich einwanderten, vor abendländischen Plackereien und Verfolgungen fliehend. Sie brachten es meist zu Wohlstand als Ärzte, Dolmetscher, Handelsleute u. dgl., erregten freilich oft die Eifersucht Eingesessener. Freiheitserwartungen oder Hoffnung auf soziale und humanitäre Besserstellung findet man häufig bei unfreier Bevölkerung, welche unter der Knute ihrer christlichen Herren zu leiden hat. In grenznahen Gebieten ist dies einer der häufigsten Gründe zum Übertreten. Die Existenz eines „Sklavenrechtes“ im Islam macht dieses Verhalten bis zu einem gewissen Grade verständlich. Daneben sind es bestimmte Berufsgruppen, die im Osmanischen Reiche oder im Falle des türkischen Vormarsches sich etwas erhofften: Das Spezialistentum der Armee, besonders der Artilleristen (im Abendlande oft der Hexerei verdächtigt), Handwerker, Bergleute, Techniker usw., ja selbst Künstler und Universalgenies zieht es bisweilen zu den Türken, soweit nicht — und hier berührt sich die Türkenhoffnung wieder mit der Türkenfurcht — die Überzeugung, daß der Endsieg schließlich doch den Türken zufallen werde, und man lieber schon vorher „drüben“ sein will als erst überrollt zu werden, die Triebfeder ist²⁰). Hier haben wir es mit dem sozialen Trauma zu tun, das wir als Motiv für die Türkenhoffnung in erster Linie anzusetzen haben. Es ist dabei kein Zufall, daß dieses abendländische soziale Trauma zeitlich zusammenfällt mit dem Übergang des Osmanischen Reiches vom reinen Türkenstaat zum übervölkischen Reich. Es ist vielleicht weniger die islamische Theorie von der Behandlung der

²⁰) Vgl. darüber H. J. Kissling, Das Renegatentum in der Glanzzeit des Osmanischen Reiches. In: Scientia LV (Asso 1961) S. 1—9.

„Schriftbesitzer“ gewesen, die den Sog bewirkt hat, als vielmehr das Beispiel der Renegaten, die es im Osmanenreich zu Amt und Würden und nicht zuletzt auch zu Reichtum gebracht haben. Man kam bald dahinter, daß die Türken vieles gegenüber dem Abendlande aufzuholen hatten und daß ihnen für die Aneignung abendländischer Errungenschaften, Erfindungen usw. zwar nicht die Fähigkeit, wohl aber die Voraussetzungen fehlten, nachdem sich das türkische Element bislang ausschließlich oder fast ausschließlich im Kriegertum erschöpft hatte. Die genannten Spezialisten konnten daher sicher sein, im Reiche des Großherrn nicht nur wohl gelitten, sondern geradezu karessiert zu werden, sofern sie sich nur den Gesetzen des Reiches unterwarfen. Die Frage, ob man zum Islam übertreten sollte oder nicht, war dabei primär nicht einmal so wichtig, wie man eigentlich meinen sollte, da die Lage der Ra'âjâ-Bevölkerung, also der Nicht-Muslime im Osmanischen Reiche, sich von der unfreien christlichen Bevölkerung im Abendlande oft zum Vorteil der Türken unterschied. Ein weiterer gewichtiger Punkt mag der Umstand gewesen sein, daß im Übertrittsfalle keinerlei soziale Beschränkungen besonders hinsichtlich des gesellschaftlichen Aufstieges mehr bestanden. Der türkische Feudalismus und seine „Adelsprinzipien“ ließen keinen Vergleich mit den entsprechenden abendländischen Verhältnissen zu.

Indirekt spielen Türkenfurcht und Türkenhoffnung im 16. Jahrhundert insofern auch eine große Rolle, als die Türken nun von abendländischen Gegnern wechselseitig als „Bundesgenossen des anderen“ angesehen werden, ja daß gegnerische Gruppen diejenigen, die ihre Meinung nicht teilen, geradezu als Türken beschimpfen. Auch die metaphysische Theorie von der „Zuchtrute Gottes“ wird jeweils auf den anderen angewandt. Retourkutschen werden am laufenden Bande geliefert: sieht das reformatorische Lager die Türkennöte als Strafe für die Sittenverwilderung der Kirche an, so sehen die „Papisten“ in ihnen die Strafe für die „lutherischen Ketzereien“. Die lachenden Dritten sind die Türken selbst, die sich in der ihnen aufgedrungenen Rolle als Zuchtmeister der sündigen Christenheit recht wohl fühlen, daraus ihre politischen Vorteile ziehen und den Zwiespalt schüren, wo sie nur können. So verbreitet sich tiefe Angst bei den Völkern, die dem „Rasen der Könige“ hilflos ausgeliefert sind.

Aus dem Trauma des unmittelbaren Erlebens, aus dem antipapistischen Trauma der Reformatoren, dem antireformatorischen

Trauma der Papisten und dem sozialen Trauma haben wir versucht, den Komplex „Türkenfurcht und Türkenhoffnung“ abzuleiten, der, wie sich vielleicht aus meinen bescheidenen Ausführungen ergeben hat, keineswegs so einfach zu analysieren ist, wie dies auf den ersten Blick scheinen möchte. Die Geschichtsschreibung neigt dazu, Probleme dieser Art zu ignorieren, weshalb ich mich freuen würde, wenn durch diese einfachen und unvollkommenen Hinweise auch einmal die Aufmerksamkeit auf dieses verlassene Randgebiet gelenkt worden wäre.